

pen — die Svolotschi — abschütteln konnte, würde fremde Hilfe kommen, von England, von Frankreich, vielleicht sogar von Amerika. Die Amerikaner! Er hatte einen Bruder in Amerika, seit Jahren vergessen. Könnte Boris zurückkehren, seinem Mutterlande zu helfen? Es war töricht, daran zu denken — Boris mußte bald sechzig sein. Er hatte seine jungen Tage mit leichtsinnigen Liebschaften zugebracht. Ein Skandal in St. Petersburg konnte nicht totgeschwiegen werden, und Boris floh nach Amerika. Auf sein Versprechen hin, dort zu bleiben und der Familie niemals zu schreiben, schickte man ihm eine jährliche Rente. Er hielt sein Versprechen, und niemand hatte je wieder etwas von ihm gehört.

„Hier ist ein Gegenstand zum Philosophieren“, sagte Dmitri zu sich selber. Er saß auf einer Bank und kratzte sich. „Ich, der gerechte Sohn, sitze im Butirka-Gefängnis, esse Heringssuppe, einmal täglich, die Farbe wie die Augen eines toten Fischers. Boris ist in Amerika, vielleicht reich, sicherlich kein Unschuldengel. Ob er wohl je gehört hat von dem Ruhme, den ich in unsere Familie gebracht habe, als ich Kommandeur der Garde zu Pferde von Poltava wurde?“

Während des Bürgerkrieges fand Dmitri eine Anstellung in der Abteilung für Erziehungswesen. Sie war angenehm, wenig Arbeit, und er brauchte nicht zu all den ermüdenden Sitzungen zu gehen und alle die aufgeblasenen Reden über das „Neue Rußland“ anzuhören, lauter Unsinn und bald verweht. Er lebte in einem Zimmer mit einem Hauptmann Semanov, einem alten Bekannten, ehemaligen Offizier in der Infanterie. Sie stritten sich dauernd.

„Wir hätten nicht diesen kommunistischen Blödsinn“, sagte Dmitri, „wenn wir 1914 vor Marienburg mehr Kavallerie verwandt hätten. Sie hätte sich durchgehauen und Deutschland wäre geschlagen worden.“

„Unsinn“, sagte der Hauptmann. „eine Revolution war unvermeidlich.“ Im Zarenreich hatte man ihm Liberalis-

mus nachgesagt. „Aber nicht diese Revolution!“

Dmitri wollte die Unterhaltung nicht auf die Revolution bringen. „Haben Sie jemals die Garde zu Pferde von Poltava gesehen, mein Regiment?“ fragte er kindlich, aber zum hundertsten Male.

„Nein, ich habe mich niemals für die Kavallerie begeistert. Aber unsere Infanterie —“

Hier verzog sich Dmitri jedesmal, um Tee zu bereiten.

Im Kreise der „Ehemaligen“ wurde Dmitri zuerst mit seinem Titel angeredet. Er erzählte Geschichten aus seiner Dienstzeit, aber er merkte bald, daß seine Erzählungen verdrängt wurden von Beratungen, was zu tun, woher Geld zu beschaffen, wer im Gefängnis sei, wie aus dem Lande herauszukommen.

„Warum sollen wir uns sorgen?“ fragte er einmal seine Freunde. „Es wird bald vorübergehen; dann werden wir dem Großfürsten einen Empfang bereiten. Demonstrationen und Paraden wird es geben! Haben Sie jemals die Garde zu Pferde von Poltava bei der Parade gesehen?“

Der alte Kupfer, ein ehemaliger Fabrikbesitzer, hörte zu. Seine Finger zuckten am Teeglase, das er hielt und er brach aus: „Dummkopf, Parade? — Sag mal, hast du Geld?“ „Ja, dreißig Rubel.“

„Das ist wenig. Was geschieht, wenn das weg ist und du deine Anstellung im Kommissariat für Erziehungswesen verlierst?“

„Aber“, stotterte Dmitri, „ich hatte eine hohe Stellung in der Armee —“

„Was hilft dir das? Dummkopf, alter Narr, die Revolution hat uns alles genommen, alles, auch unsere Vergangenheit. Unser Leben ist wie ein schöner Tag, den ein Sturm am Abend wegfeht, ohne Sonnenuntergang. Was haben wir morgen zu essen?“

Niemand antwortete, denn Kupfer sprach immer so. Dmitri stand auf, zog seinen Rock an und knöpfte seine drei Messingknöpfe. Es war sein Dienstro-